

Buchbesprechungen = Comptes rendus des livres

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **119 (2023)**

Heft 2

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen / Comptes rendus des livres

Delgado Rosa, Frederico and Han F. Vermeulen (Hg.): Ethnographers before Malinowski. Pioneers of Anthropological Fieldwork, 1870–1922. New York: Berghahn, 2022, 522 S., Ill.

Malinowski war nicht der erste feldforschende Ethnograph; viele Einführungsvorlesungen beginnen vermutlich mit Herodot und lassen ev. auch Tacitus mit einfließen. Im Zusammenbringen von Studien zu mehr oder weniger bekannten Ethnograph*innen aus der Zeit nach 1870 bis in die 1920er-Jahre ging es Han Vermeulen und Frederico Delgado Rosa entsprechend auch nicht darum, jegliche frühe und früheste Beschreibung von Land und Leuten aufzugreifen, sondern die Phase einer zunehmenden Professionalisierung feldforschenden und publizierenden Tuns in ethnographischer Absicht herauszuarbeiten. Malinowski selbst und nachfolgende Generationen hätten, so die zwei Herausgeber, die wissenschaftliche Form der teilnehmenden Beobachtung zementiert und dadurch den Blick auf die Vielfalt ethnographischen Forschens und Schreibens verstellt. Zudem hätte das Hohelied auf die Feldforschung vergleichende ebenso wie ethnohistorische Ansätze verdeckt (S. 31). Mit seinen zwölf Fallstudien ermuntert *Ethnographers before Malinowski* dazu, die vielen Werke, die davor und daneben verfasst wurden, nicht vorschnell als «miscellaneous, dry compilations of odds and ends» abzutun (S. 464); es sei Zeit, zu die-

sen Werken zurückzukehren und sie mit offenem Geist zu lesen. Hierfür werden in einem Appendix auch gleich 365 weitere Werke gelistet, die neu zu betrachten sich lohnen könne.

Die zwölf in dem Band betrachteten Ethnograph*innen werden unter vier Gesichtspunkten eingeordnet, meist anhand eines Werkes. In Teil I, *In Search of the Native's Point of View* wird nach Vorläufern für dieses von Malinowski geprägten Konzeptes gesucht. H. S. Lewis thematisiert Franz Boas (der für viele genauso relevant ist für eine Geschichte der Feldforschung wie Malinowski); B. C. Dawson stellt mit der Australierin Katie Langloh Parker eine der drei Frauen in dieser Kompilation vor; und D. Shankland arbeitet zu Edward Westermarck, einer der Lehrer von Malinowski. Besonders enge Kooperationen mit indigenen Gewährspersonen werden in Teil II unter dem Titel *The Indigenous Ethnographer's Magic* vorgestellt. D. Chideser arbeitet Henry Callaways komplizierte Arbeit mit Mpengula Mbandes Konzeptualisierung von Zulu Religion in Südafrika heraus; und J. C. Scherer stellt die – fachhistorisch bereits gut bekannte – Zusammenarbeit von Alice C. Fletcher mit dem Omaha Francis La Flesche vor. Mit *Colonial Ethnography from Invasion to Empathy* werden in Teil III Fallstudien zusammengeführt, die noch deutlicher als die anderen hier versammelten Beispiele aus der kolonialen

Machtdynamik heraus entstanden – denn dass koloniale Expansion und Herrschaft insgesamt eine Rahmenbedingung stellten, daran lassen die Herausgeber keinen Zweifel. R. L. Grimes bietet einen kritischen Einblick in John Gregory Bourkes Arbeit mit Hopi Ritualen, die nachfolgenden Forscher*innen den Zugang verstellte. A. Mary analysiert Henri Trilles Arbeit zu den Fang im französischen Kongo unter dem Gesichtspunkt von missionarischer Involvierung, problematischen Übersetzungsfehlern und literarischer Aspiration. M. McFate befasst sich mit Robert Sutherland Rattray, der 23 Jahre als Vorstand des neu geschaffenen *Gold Coast Anthropological Departments* unter den Ashanti im (heutigen) Ghana verbrachte, und dessen Arbeiten auch überraschend kritische Aussagen zur britischen Kolonialherrschaft enthalten. Teil IV versammelt schliesslich Beispiele von Expeditions- und Langzeit-ethnolog*innen. F. D. Rosa befasst sich mit dem portugiesischen Offizier Henrique de Carvalho, dessen handschriftliche Tagebücher, ethnographischen Notizbücher und seine Monografie über Lunda (im heutigen Angola und der Demokratischen Republik Kongo) hier minutiös examiniert werden, um seine Überwindung des Bildes der «Wilden» in Richtung von Freunden nachzuvollziehen. G. Kubica hebt die frühe ethnographische Reflexivität der jung verstorbenen Maria Czaplicka hervor, die 1914–5 eine Expedition nach Sibirien leitete. M. Kraus stellt gleich mehrere deutsche Ethnologen vor, die in Südamerika zwischen 1884 und 1928 im Expeditionsmodus forschten und sich schreibend Wege bahnten zwischen öffentlicher Vermittlung und Theoriebildung.

In den sehr ausführlichen Einleitungs- und Schlusskapiteln charakterisieren die Herausgeber bisherige Leistungen der Geschichtsschreibung der Sozial- und Kulturanthropologie und platzieren ihre Zielsetzungen. Hierzu gehört die Überwin-

dung der Dichotomie zwischen geschulten oder akademischen Ethnolog*innen und Laien und damit eine Offenheit gegenüber Forscher*innen und Autor*innen, die aus der Warte einer seit Malinowski privilegierten Feldforschung in theoretischer Absicht von vielen professionalisierten Ethnolog*innen abschätzig betrachtet wurden (S. 10ff.). Vorsichtiger oder vager formuliert ist sodann auch die Kritik der Kritik (S. 18f.): In der Annäherung an die Vielheit vergangenen ethnographischen Forschens und Schreibens soll der Vehemenz postkolonialer Dekonstruktion, die dicht verwoben mit der Krise der Repräsentation bisweilen alles ethnographische Arbeiten und damit ein Fundament der Sozial- und Kulturanthropologie anficht, eine differenzierte Lesart und Einordnung früherer Forschung gegenübergestellt werden. Besonders einleuchtend sind die Hinweise darauf, dass zahlreiche Frühethnologien indigene Stimmen bereithalten, die sowohl für *First Nations* in *Settler*-Gesellschaften wie für dekolonisierte Gesellschaften zu wertvollen Quellen werden können. Die indigene Gewährsperson, die etwa in «salvage ethnography» aufscheint, wird aus dieser Perspektive weniger als die kolonial ausgebeutete Datenquelle und mehr als Individuum mit Handlungsmacht gesehen, welches in Zeiten der kulturellen Gefährdung auch den Wert von verschriftlichem Wissen erkannte und mit Ethnolog*innen kooperierte (S. 20f.).

Wiewohl der Blick über die britische Fachgeschichte und Kanonisierung hinaus geweitet werden soll, ist nicht nur der Titel des Buches an genau dieser Perspektive fixiert. Die starke Orientierung an Wendepunkten in der britischen Fachgeschichte, wie sie nicht zuletzt auch von der britischen Fachgeschichtsschreibung verhandelt worden ist, lässt die Leserin bisweilen stutzen. Weshalb wird die Polyphonie von Ansätzen, die in den hier versammelten Portraits in den Blick genommen werden, an den

«Founders of Anthropology» gemessen? Delgado Rosa und Vermeulen wollen zwar verdeutlichen, wie ein Ratcliffe-Brown und insbesondere ein Malinowski ihre eigenen Methoden als wissenschaftlich und disziplinergestaltend hervorhoben, nicht zuletzt, indem sie andere Arbeitsweisen herabwürdigten oder belächelten. Doch bleiben die Unterschiede, in welchen sich die «Disziplinierung» ethnographischen Arbeitens je nach nationalem bzw. imperialem Kontext entwickelten, in diesen rahmenden Darstellungen eher verborgen. Liest man jedoch die Kapitel und schaut sich die im Appendix zusammengeführten Titel an, so werden da, um nur einige zu nennen, auch Giuseppe Pitrès sizilianische Erzählsammlungen, Costantino Nigras *Canti popolari del Piemonte*, Rachel Henriette Busks *The Folk-Lore of Rome* oder Lorimer Fisons *Tales from Old Fiji* aufgenommen. Hier will dann der Satz «Most pre-Malinowskian ethnographers, women or men of European or Indigenous descent, are excluded ancestors, absent from disciplinary memory» (S. 464) nicht ganz passen. In der europäischen volkskundlichen Erzählforschung ebenso wie in der anglo-amerikanischen Folkloristik, wurden z. B. Pitrès Arbeiten breit rezipiert und bleiben nicht zuletzt für seine Kontextualisierung von Erzähler*innen und Performanzen wichtig. In der imperialen und nicht national begründeten britischen Sozialanthropologie dagegen blieb akademisch kein Raum für Folk-Lore (nachzulesen bei Richard M. Dorson: *The British Folklorists. A History*. Chicago: University of Chicago Press, 1968).

Den einzelnen Beiträgen liegt eine enorme Materialsichtung zu Grunde; bereits dies macht den Band für Fachhistoriker*innen wertvoll. Besonders anregend wird die Lektüre, wenn man sie unter dem Gesichtspunkt von Wissensproduktion in *Settler-* und *Kolonialgesellschaften* betrachtet und die Motivationen und Handlungsweisen der wahrlich sehr unterschiedlichen

Figuren zu erkennen versucht, die oft sehr rege rezipiert oder auch mentoriert wurden von damaligen Fachgrößen wie Edward Tylor, James George Frazer oder Andrew Lang. Neben der Frage nach der Breite von feldforschender Disposition und individuellen bis institutionellen Möglichkeiten, diese zu entfalten, geben die Fallstudien, gerade weil sie auch auf die zeitgenössische Rezeption der Werke eingehen, auch Einblick in das Ringen um theoretische Positionen von sich verfestigenden anthropologischen Disziplinen. Neben den Effekten, die die Emergenz von Disziplinarität zeitigte, sind auch die Einflüsse eines Buchmarktes streckenweise erahnbar. So scheint es, dass gerade die Sammlungen von Erzählungen aus «fernen Ländern» gerne verlegt wurden, was von manchen Forscher*innen auch bedient wurde. Diese publizistische Aufteilung von Forschungsdaten in disziplinrelevante Monografien und gut verkaufbare Folklore-Sammlungen könnte zu einer weiteren interessanten Perspektive auf die Genese ethnographisch fundierter Arbeit führen.

REGINA F. BENDIX

Fuchs, Karin, Paul Eugen Grimm und Martin Stuber: Nutzen und schützen. Johann Coaz (1822-1918), der Wald und die Anfänge der schweizerischen Umweltpolitik. Hg. vom Institut für Kulturforschung Graubünden. Zürich: Hier + Jetzt, 2021, 275 S., Ill.

Anfang 2023 war in der Basler Buchhandlung Bider und Tanner ein grosser viereckiger Verkaufstisch aufgestellt mit zwei Dutzend Exemplaren von *Nutzen und schützen*. Der Winter mit Lawinen, Murgängen und Hochwasser war der geeignete Hintergrund für die Verkaufsaktion, ausserdem kann sich die schöne Ausgabe von Hier + Jetzt sehen lassen. Ihr Ziel war aber in erster Linie, Johann Coaz und seine bahnbrechende Tätigkeit während eines langen, erfolgreichen Lebens in Erinnerung zu rufen.

Geboren wurde Johann Coaz am 31. Mai 1822 in Antwerpen als Sohn eines Berufsmilitärs aus Graubünden. Die Familie kehrte bald darauf in die Heimat zurück. Johann wuchs in Chur auf und besuchte dort das Gymnasium. Seine Leidenschaft galt dem Hochgebirge. Er machte 41 Erstbesteigungen, die berühmteste war jene des Piz Bernina 1850. Schon früh entschied er sich, Forstingenieur zu werden. Da es hierzulande keine entsprechende Hochschule gab – das Eidgenössische Polytechnikum, die spätere ETH, wurde erst 1855 gegründet – besuchte Johann Coaz 1841–1843 die führende Schule in Tharandt bei Dresden. Nach drei Jahren schloss er 1845 mit einem glänzenden Examen ab. Vielleicht noch wichtiger als die Ausbildung selbst waren die Kontakte, die er mit Lehrern und Mitschülern knüpfen konnte. Sie bildeten die Basis eines Netzwerkes, das Coaz sein Leben lang begleitete und das seine einzigartige Karriere erst ermöglichte. Er gehörte zur Bündner Elite und hatte Einfluss sowohl auf wissenschaftliche Gremien als auch auf politische Komitees.

Coaz begann seine berufliche Tätigkeit als Topograph im Hochgebirge, dabei kam seine sportliche Seite zum Einsatz. Er zeichnete Karten für die sogenannte *Dufour-Karte* (1845 bis 1865), ohne sich als einfachen Vermesser zu sehen, vielmehr verstand er sich stets als Forstingenieur. 1847 wurde er General Dufour von seinem Vorgesetzten im Forstdienst Adolphe Bécamp empfohlen, bewarb sich aber gleichzeitig mit einem Musterbeispiel der Kartierung. General Dufour zögerte nicht, ihn während des Sonderbundkrieges als seinen Privatsekretär in Genf einzustellen. Dort entstand zum ersten Mal ein Gesamtbild der Schweiz, das mehr als hundert Jahre gelten sollte.

1851 bis 1872 war Coaz Oberforstmeister des Bezirks Chur, 1873 bis 1875 von St. Gallen. Er gründete eine Familie, seine Briefe an sie sind eine wichtige Quelle

zum Leben von Coaz. Er hatte die Vision einer Landreform, und sein Amt bot ihm die Möglichkeit, ja Notwendigkeit, diese Reform durchzusetzen. Als erstes galt es, die Waldstücke klar abzugrenzen, das Personal zu erhöhen, eine bessere Besoldung zu gewährleisten und für die Förster Schulungskurse mit Abschlussexamina einzurichten. Auf seine Leute konnte er zählen, und diese setzte er auf neu geschaffenen Stellen ein. Eine grosse Schwierigkeit war juristischer Natur. Denn seine Tätigkeit als Oberforstmeister bzw. Forstinspektor erlaubte ihm, grenzübergreifende Neuerungen einzuführen, die die Gemeinden oft zu Widerstand provozierten, wenn sie ihre Oberhoheit angegriffen sahen. Dies galt später auch für die Kantone. Je ärmer der Kanton, desto schwieriger waren die Reformen durchzusetzen. Der Kanton Tessin lag ihm sehr am Herzen, aber gerade dort mussten seine Leute die meisten Kompromisse eingehen. Für die damalige arme Bevölkerung waren die Waldweiden sowie die Waldstreu überlebenswichtig. Aber das Verbot genau dieser beiden Eingriffe in die Integrität des Waldes war für den Wald überlebenswichtig. Coaz strebte einen gesunden Wald mit regelmässiger Verjüngung an. Er war nicht gegen Holzschlag, aber er sollte die Bäume schonen und ausserdem Profit abwerfen.

1875 wurde er vom Bundesrat zum Inhaber eines eigens geschaffenen Amtes gewählt. Sein Titel lautete: Eidgenössischer Oberinspektor für Wald und Verbauten. Anstatt einzelne Gutachten auszustellen, sollte er in ständiger Ausübung der Oberaufsicht die Verantwortung für den Wald und den Lawinenschutz in der Schweiz tragen. 1868 erschütterte eine Hochwasserkatastrophe die Schweiz. Coaz und andere Forscher konnten nachweisen, dass ein Zusammenhang bestand zwischen Naturkatastrophen und fehlendem Wald. Es brauchte einen Schutzwald, heute Bannwald genannt, der die Erde in den tiefen Bergtälern

zusammenhielt. Das Bild der Schweiz wäre ein anderes ohne die grundlegenden Massnahmen, die im 19. Jahrhundert von weitsichtigen Personen wie Coaz gefasst und durchgesetzt wurden. Und Coaz sorgte dafür, dass die Schutzwälder im Gesetz verankert wurden. Der heutige Umgang mit der alpinen Welt bedarf dringend weiser und vorsichtiger Handhabung.

Der Kulturreisende Paul Sarasin, der auch den Basler *Zolli*, wie die Basler *Bebbi* ihren Zoologischen Garten liebevoll nennen, initiierte, trug Coaz das Projekt eines Nationalparks vor. Es sollte eine zusammenhängende geschützte Naturlandschaft sein, ein Urwald frei von menschlicher Einwirkung, ein Rückzugsgebiet für Fauna und Flora. Es kamen zwei Gebiete in Frage, doch die Wahl fiel erstaunlich schnell auf das Gebiet um S-charl im Unterengadin. Da das Projekt einer Subvention vom Bund bedurfte, nämlich für die Pachtverträge mit den betroffenen Gemeinden (etwa ein Drittel der Gesamtkosten), musste ein kompliziertes juristisches Prozedere abgewickelt werden. Coaz hielt sich heraus, um umso freier zwischen den Naturfreunden und den Politikern vermitteln zu können. Eine Ehrentafel von 1914 am Eingang zum Park bei Zernez erinnert an Johann Coaz als Gründervater des Parks – ein Visionär, der bis ins hohe Alter nicht nur wusste, was er wollte, sondern auch wusste, wie er es verwirklichen konnte. Er starb 96-jährig am 18. August 1918 in Chur.

Zu diesem Buch «Nutzen und schützen»:

Eine Autorin und zwei Autoren haben sich der Aufgabe gestellt und sich der Persönlichkeit von Johann Coaz von drei Seiten genähert: Biographie, Umweltpolitik, Netzwerke. Alle drei Teile sind eindrücklich, aber die Hauptarbeit hat wohl Paul Eugen Grimm geleistet, da er seinem Teil I einen kommentierten Katalog folgen liess. Ausserdem war er es, der das Quellenkorpus sichtete und ordnete, so dass dieses

Buch überhaupt konzipiert und geschrieben werden konnte. Wie so oft, spielte auch hier der Zufall eine entscheidende Rolle: Ein Koffer voller Papiere befand sich auf einem Dachboden in Arosa, niemand wollte ihn haben, niemand erkannte Sinn und Zweck des Materials, das da vergessen verstaubte. Schliesslich gab eine Verwandte ihn 1980 an das Bündner Staatsarchiv in Chur, wo der Historiker Grimm ihn 2016 wiederentdeckte. Denn Coaz war nicht nur ein unermüdlicher (durchaus wörtlich zu verstehen) Arbeiter, er war auch ein Vielschreiber. Seit seinem zehnten Lebensjahr bis zu seinem Tod 1918 führte er Tagebuch, zuerst ein persönliches, später ergänzt durch ein berufliches. Das heisst, er protokollierte sein ganzes Leben, sachlich, genau, reflektiert. Es war eine selbstauferlegte Disziplin, die seinem Leben Sinn gab und ihm stets den Überblick über seine vielfältigen, rastlosen Tätigkeiten gab. Die Tagebücher und die Briefe sind dem Buch zugrunde gelegt.

Teil II von Martin Stuber zeigt die Aktualität von Johann Coaz, der Umweltschutz mit Rendite verknüpfte und damit die Bevölkerung seiner Zeit erreichte. Es musste in den Wald und seine Pflege investiert werden, aber es sollte sich lohnen.

In Teil III kommt zum Ausdruck, wie enorm wichtig Netzwerke sind und wie Coaz sie für seine Anliegen zu nutzen verstand. Seine Jugendfreunde wurden Professoren, Bundesräte, Forscher und immer wieder Forstmänner, auf die er sich verlassen konnte. Krönender Abschluss ist die Schaffung des *Schweizerischen Nationalparks*. Coaz war als Eidgenössischer Forstinspektor Beamter, Mitgestalter des noch ganz jungen Bundesstaates und mitverantwortlich für die Verfassungsrevision von 1874. Er ist für uns heute aber vor allem ein Zeitzeuge des 19. Jahrhunderts und ein Vorbild für das 21. Jahrhundert.

PAULA KÜNG-HEFTI

Grossrieder, Beat: Schweizermacher für Anfänger. Ein Handbuch zur Einbürgerung.

Zürich: Atlantis, 2022, 255 S.

«Niemand war schon immer da!» (S. 15)

Diese Erkenntnis stellte das Landesmuseum Zürich seiner Ausstellung zur Migration voran. Sie führt mitten in die Thematik von «Schweizermacher für Anfänger» hinein, einem Handbuch zur Schweizer Einbürgerung aus der Hand des Kulturwissenschaftlers und Journalisten Beat Grossrieder, das auch «Fortgeschrittenen» ans Herz gelegt sei. Denn das vorliegende, schön gestaltete, kleine handliche rote Buch bietet mit seinen über 300 Einbürgerungsfragen nicht nur Aufschlussreiches für Einbürgerungswillige – rund 40'000 Personen pro Jahr erhalten das Schweizer Bürgerrecht (S. 7) –, sondern wirft auch einen kritisch-kontextualisierenden Blick auf Tatsachen, die manchen nicht präsent sein dürften.

Etwa, dass Migration für die Schweiz seit jeher konstitutiv war, dass die Schweiz im 19. und 20. Jahr selbst ein Auswanderungsland war, mit mehr als 300'000 Armutsmigrant:innen, die sich in Nord- und Südamerika niederliessen. Im heutigen Migrationsdiskurs würden sie als «Wirtschaftsflüchtlinge» diskreditiert und abgewiesen. Dass diese Migrant:innen Schweizer Kolonien wie «New Glarus» (in Wisconsin/USA) oder «Nova Friburgo» (in Rio de Janeiro) gründeten (S. 10), Deutsch sprachen und gerne Schweizer Speisen assen, wäre für Oberst Marc Virot, Vorsteher der kantonalen Fremdenpolizei Bern, ein klarer Grund für die Ablehnung eines Einbürgerungsgesuchs gewesen. In seinem Werk *Vom Anderssein zur Assimilation* schreibt er 1968 nämlich, es fehle an Assimilationswillen, wenn der Betroffene «in seiner Familie die heimatliche Sprache verwendet» oder «sich nur nach heimatlicher Art ernährt» (S. 182).

An anderer Stelle präzisiert Virot aber hellsichtiger: «[Es] darf unseres Erachtens

bei der Bewertung der Assimilation nicht darauf abgestellt werden, welche Küche der Ausländer bevorzugt. Er kann assimiliert sein und trotzdem Olivenöl verwenden.» (S. 146). Oder: «Wenn eine italienische Malerequipe eine Hausfassade lachend und singend schneller und gleich gut angestrichen hat als eine vergrämte Parallelequipe von Schweizern, so darf nicht behauptet werden, die Assimilation sei fortgeschritten, sobald Italiener nicht mehr singen.» (S. 27f.) Beat Grossrieder kommentiert: «[E] in Beispiel, das man Rolf Lyssy ins Drehbuch für eine Neuauflage von *Die Schweizermacher* schreiben könnte» (S. 27).

Virot ist nur eine der zahlreichen Quellen, die Beat Grossrieder in seinem Buch zitiert, welche die Lektüre des Bandes so anregend machen. So werden etwa die 322 Testfragen zur Einbürgerung (S. 81–179) durch eingeschobene Statements strukturiert, darunter nicht nur menschenfreundliche von Gottfried Keller (S. 82) und Max Ruth (S. 122), sondern auch menschenverachtende, die einem die Haare zu Berge stehen lassen, z. B. vom späteren Bundesrat Jean-Mary Musy: «Schaffen Sie das fremde Ungeziefer aus!» (S. 93).

Das Buch ist ein Lesegenuss, mit profunder Sachkenntnis und Sensorium für Skurriles und Überraschendes – unterhaltsam geschrieben und abwechslungsreich strukturiert, inklusive Literaturverzeichnis (S. 244–251) und Antworten zu den Testfragen (S. 252–254).

Dem informativen Einleitungskapitel «Schweizermacher für Anfänger» (S. 7–36) folgt «Der rote Pass» (S. 37–43), der übrigens erst seit 1959 sein charakteristisches rotweisses Design hat – zuvor war er grün (seit 1915) und bräunlich-beige (seit 1932) – und heute unter den Top Ten figuriert, wenn es um visafreies Reisen geht. 186 Länder können mit dem «roten Pass» visafrei besucht werden (S. 42), der damit Platz 7 im Länderranking einnimmt (Japan steht mit 193 visafrei besuchbaren Ländern

auf Platz 1). Wobei diese vielgelobte Reisefreiheit bzw. die Meinungsfreiheit generell bis 1990 einen Haken hatte, wie der Autor erläutert: 900 000 Einwohner:innen wurden nämlich heimlich von einem grossen Polizeiapparat bespitzelt und fichiert (S. 39). Micha Lewinsky hat uns 2020 diesen «Fichenskandal» mit seiner Filmkomödie *Moskau einfach!* in Erinnerung gerufen.

«Was Bertolt Brecht von Tina Turner unterscheidet», wird im dritten Kapitel diskutiert (S. 44–79), das prominente Frauen und Männer vorstellt, die zu unterschiedlichen Zeiten und aus unterschiedlichen Gründen in die Schweiz kamen. Sie sahen sich mit ungleichen Einbürgerungsvoraussetzungen konfrontiert: Während des Zweiten Weltkriegs bestand für die meisten geflüchteten Kulturschaffenden ein Arbeitsverbot, um das «heimische Schaffen» im Sinne der «Geistigen Landesverteidigung» nicht zu konkurrenzieren (S. 53); auch bekamen sie kaum mehr als kurzfristige Aufenthaltsbewilligungen, was eine Einbürgerung praktisch unmöglich machte. Denn bis 1952 wurde ein sechsjähriger ununterbrochener Wohnsitz in der Schweiz verlangt, danach waren es zwölf Jahre, heute sind es zehn Jahre (S. 44). Auch die Kosten variierten und konnten bis zu 100'000 Franken betragen, erst seit einer Gesetzesrevision von 2006 sind es nun zwischen 2000 und 3000 Franken (S. 45f.).

Manche liessen sich einbürgern (Tina Turner, Albert Einstein), manche verzichteten darauf (Charlie Chaplin, Audrey Hepburn), manchen wurde die Einbürgerung verwehrt (Bertolt Brecht, Hans Arp). Dass sich die Schweiz mit ihrem Einbürgerungsprozedere «um eine gute Portion internationaler Ausstrahlung brachte» (S. 54), verdeutlichen die abschliessenden Listen von «Schweizern» ohne Schweizerpass. In diese Rubrik gehören auch ausgebürgerte Schweizerinnen, die durch die Heirat mit einem Nicht-Schweizer bis 1952 ihre Staatsbürgerschaft verloren. Als stossendes Bei-

spiel dafür wird etwa die Künstlerin Sophie Taeuber erwähnt, die wegen der Heirat mit Hans Arp ihren Schweizerpass verlor und sich nicht mehr permanent in der Schweiz aufhalten durfte, obwohl sie in Davos aufgewachsen war. Ab 1953 bis 1992 galt bei der Heirat die «Deklarationspflicht», wollten Frauen ihre Schweizer Staatsbürgerschaft behalten.

«Metaphysisches Gruseln» (S. 185) packt einen mitunter auch bei den vier Folgekapiteln, die den Kern des Handbuchs bilden: die 322 «Testfragen zur Einbürgerung» (S. 81–179), der «Assimilations-Check-Up» nach Marc Virost (S. 180–184), sechzehn Testfragen für Fortgeschrittene (S. 185–194) sowie eine Erörterung der «skurrilsten Ablehnungen» (S. 195–205).

Die Testfragen zur Einbürgerung umfassen Fragen zu Politik und Gesetz (178 Fragen), Geschichte und Geografie (53 Fragen) sowie Gesellschaft und Kultur (91 Fragen). Sie lassen sich mit Beat Grossrieder treffend als ein «Destillat aus Schulbildung, Bauernschläue, Kantönligeist, Tourismusförderung, Gründungsmythos, Staatslehre und Kreuzworträtselwissen» (S. 33) charakterisieren. Pointiert verweist der Autor auch auf die vergleichbaren Prozedere zum Erwerb von Fahr- und Einbürgerungstauglichkeit: «Chauffeurmacher» wie «Schweizermacher arbeiten mit dem Multiple-Choice-System in ähnlicher Dosierung» (S. 34). Während bei der Fahrprüfung 50 Fragen in 45 Minuten beantwortet werden müssen, sind es bei der Einbürgerung rund 45 Fragen in 40 Minuten. Beat Grossrieder bilanziert im «Lexikon der Schweizerischen Einbürgerungskultur von A bis Z» (S. 206–243), dem letzten Kapitel des Buchs: «Müssten auch die Einheimischen Staatskudetests ablegen, um sich ihr Bleiberecht zu sichern, die Schweiz wäre entvölkert wie eine Fussgängerzone, in der ein Strassenmusikant gerade einen Gölä-Song anstimmt» (S. 210).

«Niemand war schon immer da.»
 Das möchte man abschliessend nicht nur «Abschottungs-Experten» wie Christoph Blocher in Erinnerung rufen, dessen Ururgrossvater übrigens als Arbeitsmigrant aus dem Badischen in die Schweiz einreiste und sich 1861 einbürgern liess (S. 14), sondern auch den 2148 Gemeinden, die seit 1952 explizit das Recht haben, die Einbürgerungsprüfungen durchzuführen (S. 11). Denn ob jemand das Bürgerrecht erhält oder nicht, entscheidet sich in der Interaktion mit der Gemeinde (S. 33). Das Prozedere unterscheidet sich – wen erstaunt es – von Gemeinde zu Gemeinde. So gibt es Behörden, welche die Porträts der Kandidat:innen mit ihren Lebensläufen im Gemeindeblatt abdrucken, Nachbarn befragen, die Bevölkerung in der Gemeindeversammlung abstimmen oder mittels Urnenabstimmung entscheiden lassen, was 2003 allerdings vom Bundesgericht verboten wurde (S. 21). Oder es gibt Gemeinden, die das Einbürgerungsbegehren mit dem Argument mangelnder Integration abweisen, weil die Kandidatin den Namen des Metzgers und des Bäckers im Dorf nicht kennt, trotz 100 % (!) korrekt beantworteten Fragen zu Politik und Gesetz, Geschichte, Geografie, Gesellschaft und Kultur, und obwohl sie in der Schweiz geboren wurde, hier sämtliche Schulen besuchte und nach ihrer Ausbildung zur Tiefbauzeichnerin vom Betrieb fest angestellt wurde. Die Kandidatin erhob dagegen erfolgreich Einspruch (S. 203f.).

Je kleiner eine Gemeinde und je weniger Einbürgerungsgesuche vorliegen, desto rigider scheint das Verfahren angewendet zu werden, während Städte mit sehr viel mehr Einbürgerungswilligen das Verfahren weit wohlwillender gestalten, wie der Autor ausführt. Das Kapitel «Adidas, Aldi und Allah» listet weitere der skurrilsten Ablehnungen auf (S. 195–205).

«Niemand war schon immer da.»
 Dieses Zitat ist auch die Widmung, die Beat Grossrieder seinen interessierten Leser:in-

nen anlässlich der Vernissage im Zürcher *Sphères* am 9. Mai 2023 ins kleine Buch schrieb. Die Vernissage war ebenso anregend, informativ und unterhaltsam wie das vorliegende Buch: Wilhelm Tell händigte den eintreffenden Gästen eine Bestätigung mit amtlich geprüftem Anwesenheitsstatus aus, mit dem sie an der Bar Drinks beziehen konnten. Die Inputs und die Podiumsdiskussion zum Einbürgerungsverfahren wurden von musikalischen Intermezzi umrahmt und für richtige Antworten zum «Schweizermacher-Quiz» warf der Autor Sackmesser aus Schokolade ins Publikum. Dieser Mix von humorvollen und ernsthaften Programmteilen entliess die Gäste genauso bereichert, wie es den hoffentlich zahlreichen Leser:innen des vorliegenden Handbuchs ergehen wird.

BRIGITTE FRIZZONI

Maase, Kaspar: Schönes alltäglich erleben. Über die Ästhetisierung der Kultur (Edition Kulturwissenschaft, 265). Bielefeld: transcript, 2022, 192 S.

«Klar ist: Um ästhetisch wahrzunehmen, braucht es keine Kunst als Gegenüber.» (S. 130) – Mit Relationen von Schönheit und Populärkultur bzw. Fragen einer Ästhetik des Alltäglich-Populären hat sich Kaspar Maase bereits in einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen beschäftigt. Wie notwendig diese Auseinandersetzung immer noch ist, zeigt seine etwas ernüchtert klingende Einschätzung zu Beginn des vorliegenden Bandes: «Die öffentliche wie die akademische Debatte ist nicht viel weiter als vor 40 Jahren» (S. 9). Noch immer würden Texte und Praktiken der kommerziellen Populärkultur mehrheitlich nicht ernsthaft als ästhetische Phänomene betrachtet. Dies trifft sicher zu, auch wenn, dies sei hier kurz angemerkt, etwa Hans-Otto Hügel wiederholt auf die «ästhetische

Verfasstheit unterhaltender Artefakte» hingewiesen hat und die Beziehung «zwischen Rezipienten und Rezipiat» als «durch ästhetische Wahrnehmung gestiftet[en] und bestimmt[en]»¹ kommunikativen Prozess definiert.

In Anknüpfung an den programmatischen Aufsatz *Es gibt keinen Kitsch – es gibt nur Design*² von Gert Selle aus dem Jahr 1983 und vor dem Hintergrund der von verschiedenen Seiten immer wieder konstatierten Ästhetisierung der Lebenswelt westlicher Gesellschaften, die den Rahmen für seine Ausführungen bildet, richtet Maase die Aufmerksamkeit auf die Nutzer:innen. Aus der «Grundüberzeugung, dass das *ästhetische* Potenzial kommerzieller Massenkultur die Grundlage für deren herausragende Rolle in westlichen Gesellschaften bildet» (S. 12, Hervorhebung im Original), geht es ihm um die Entwicklung von Ansätzen zur Untersuchung ästhetischen Erlebens, um «Instrumente zum besseren Verständnis der ästhetischen Interaktionen im gegenwärtig beobachtbaren Alltag ganz gewöhnlicher Menschen» (S. 11). Den Schlüssel zum Verständnis gängiger kultureller Praktiken, so die als «These dieses Buches» (S. 82) bezeichnete Überlegung Maases, bildeten «die Strukturen der Alltäglichkeit und die «Grammatik» jener Modi des Handelns, Fühlens, Denkens, die das gewöhnliche Leben der gewöhnlichen Menge ausmachen» (S. 11).

Die in der Einleitung vorgelegte Skizze seines Vorhabens mündet in die das Folgende und weitere Forschungen perspektivierende Frage, ob ästhetisches Erleben letztlich als wesentlich individuell-biografisch konstituierte Folge von Episoden zu betrachten sei, «gespeist aus einem ständig

alle Herkunftsgrenzen überschreitenden Fundus affektiv geladener Szenen» (S. 15). Indem er auf Ansätze aus der theoretischen und empirischen Ästhetik, der Kulturanthropologie, Ethnographie und Praxistheorie sowie der Kunstsoziologie und Medienforschung zurückgreift, verfolgt Maase drei Bereiche der Forschung, wobei er sich bewusst auf positives ästhetisches Erleben konzentriert (ohne das Faktum historisch wie gegenwärtig präsenter ästhetischer Gewalt bzw. negativer ästhetischer Erfahrungen auszublenden).

Zuerst stehen Ästhetisierungsprozesse und ihre Entstehung im Zentrum: Kap. 1 erörtert ausgewählte kulturanthropologische und evolutionäre Zugänge und skizziert anschliessend die historische Entwicklung der Ästhetisierung in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert. Zweitens geht es um die Eigenart alltäglicher ästhetischer Praktiken: So versucht Kap. 2 die Begrifflichkeit ästhetischer Interaktionen aus einer Perspektive der Nutzer:innen zu bestimmen und begründet diese Fokussierung, während Kap. 3 Dimensionen ästhetischen Handelns im Modus der Alltäglichkeit bespricht – Alltagspraktiken, Routinen und Wiederholungen, verteilte Aufmerksamkeit (auch «ästhetische Zweideutigkeit»³ im Sinne Hans-Otto Hügels oder «Oszillieren» im Sinne Hans Ulrich Gumbrechts⁴) und lockeres Erleben sowie pragmatische Ausrichtung (etwa Stimmungsregulierung). Der dritte Forschungsbereich im Fokus ist das ästhetische Interaktionen kennzeichnende Kontinuum von Wahrnehmen, Erleben und Reflektieren, dem sich Kap. 4 widmet;

1 Hügel, Hans-Otto: Unterhaltung. In: Ders. (Hg.): Handbuch Populäre Kultur. Stuttgart: Metzler 2003, S. 73–82, hier 79 f.

2 Selle, Gerd: Es gibt keinen Kitsch – es gibt nur Design. In: Kunstforum International, Bd. 66, S. 103–111

3 Vgl. Hans-Otto Hügels zuerst 1993 erschienener Aufsatz *Ästhetische Zweideutigkeit der Unterhaltung. Eine Skizze ihrer Theorie*. In: Ders.: Lob des Mainstreams. Zu Begriff und Geschichte von Unterhaltung und populärer Kultur. Köln: Halem 2007, 13–32.

4 Vgl. Gumbrecht, Hans Ulrich: Diesseits der Hermeneutik. Über die Produktion von Präsenz. Frankfurt a. M.; Suhrkamp 2004.

Kap. 5 argumentiert darauf aufbauend für eine differenzierte Beschreibung alltagsästhetischen Erlebens, unter Berücksichtigung der Aspekte Synästhesie und Ganzheitlichkeit, Wissen, Bewusstheit und Reflexion, Kommunikation sowie Stimmungen und Existenzialen. Im abschliessenden Kapitel werden die Überlegungen zu einer «Ästhetik des (lockeren Blätterns) [im Sinne von Harun Maye: *Blättern/Zapping. Studien zur Kulturtechnik der Stellenlektüre seit dem 18. Jahrhundert*. Zürich 2019] und der verteilten Aufmerksamkeit» (S. 153) zusammengeführt. Durch empirische Befunde besser zu verstehen, welches Potenzial in vielen Formen alltagsästhetischen Erlebens stecke und wie «gewöhnliche Akteur:innen» diese Möglichkeiten schätzten und nutzten, so Maase in diesem «Ausblick» betitelten Kapitel, böte die Möglichkeit, gezielter an ästhetischer Bildung zu arbeiten, böte die Aussicht auf ein integratives Modell, «quer durch alle Arten und Partner ästhetischer Interaktion» (S. 153). Dabei ist er sich der Grenzen seines Ansatzes und der Gefahr einer überzogen individualisierenden Sicht auf ästhetisches Erleben bewusst. Eine romantische Utopie einer All-Ästhetik liegt ihm angesichts einer Welt der ständigen Präsenz ästhetischer Gewalt und ungleich verteilter Zugänge zu ästhetischen Ressourcen fern.

Dieses Buch ist ein engagiertes Plädoyer für eine alltagsästhetische Forschung, die nicht primär auf das Werk ausgerichtet ist. Es basiert auf sorgfältiger Auseinandersetzung mit bestehenden Ansätzen zur Ästhetik, Schönheit, Kunst (und Nicht-Kunst), Alltäglichkeit, Rezeption, zum Erleben und Erfahren, die jeweils im Hinblick auf die genannte Zielsetzung vorgestellt, erörtert und miteinander in Dialog gebracht werden. Damit liefert es eine überzeugend argumentierende theoretische Grundlage für Forschung zu alltäglichen ästhetischen «Ko-laborationen» [sic!] von

«Lai:innen» bzw. nichtprofessionellen «Expert:innen» in Bezug auf die Massenkünste. Konsequenterweise verzichtet der Autor auf Defizitargumente und Dichotomisierungen, wie sie den Diskurs zu den Massenkünsten und ihren Nutzer:innen über viel zu lange Zeit geprägt haben und teilweise noch immer prägen.

Während die literaturwissenschaftliche Rezeptionsästhetik und auch Hans-Otto Hügel stets «den impliziten Leser» im Blick hatten bzw. haben, zielen Maases Überlegungen darauf ab, empirische Forschung zu realen Nutzer:innen zu initiieren – unter Einbezug ihrer jeweiligen biografischen und situativen Kontexte, ihres erworbenen Wissens und ihrer Sensibilitäten, der emotionalen und sinnlich-körperlichen Dimensionen ästhetischer Praktiken. Wer in diesem Buch methodische Anleitungen zu solcher Forschung erwartet, versteht es falsch. Wer bereits breit aufgefüllt empirische Befunde erwartet, versteht es ebenfalls falsch. Vielmehr formuliert der Autor theoretisch gut fundierte Thesen bzw. Annahmen, die es nun mittels etablierter sozial- und kulturwissenschaftlicher empirischer Methoden zu bestätigen gilt.

Die Lektüre dieses Bandes ist ein Gewinn für alle: für diejenigen, die meinen, bereits genug über die Nutzung und Rezipient:innen von Massenkünsten zu wissen, ebenso wie für diejenigen, die bereit sind für einen neuen, frischen und theoretisch informierten Blick auf die Akteur:innen in diesem wichtigen kulturellen Feld. Mit einer hilfreichen Kapitel-Moderation, einer Zwischenbilanz am Ende des dritten Kapitels, Personen- und Sachregister ist das Buch zudem sehr leser:innenfreundlich gestaltet.

INGRID TOMKOWIAK

Michel, Pascal: Zehn Jahre versklavt. Die vergessene Lebensgeschichte des Johannes Rohner. Schwellbrunn: Appenzeller Verlag, 2023, 127 S., Ill.

Mit seinem Buch *Zehn Jahre versklavt. Die vergessene Lebensgeschichte des Johannes Rohner* (2023) hat der Historiker und Journalist Pascal Michel einen wertvollen Beitrag für gleich mehrere Disziplinen geleistet, darunter zumindest die Volkskunde, die Geschichte und die Literaturwissenschaft. Denn die Monografie liefert nicht nur die erste moderne Edition eines sogenannten Barbaresken Sklavenberichts eines Schweizers (engl. *Barbary captivity narrative*), sondern auch eine umfassende Einbettung desselben in die Geschichte der frühneuzeitlichen Piraterie und Sklaverei im Mittelmeerraum sowie einen Überblick über weitere Schicksale von Schweizern in nordafrikanischer Gefangenschaft.

Etwas vergleichbares hat es bisher nicht gegeben, wenn man von der (von Michel wiederholt erwähnten, aber bisher nicht veröffentlichten) Masterarbeit von Michael Gabathuler absieht.⁵ Nun hat sich mit Michel endlich jemand die Mühe gemacht, die Lücke, die die Schweiz bisher in der Forschung zum Barbaresken Gefangenenbericht als europäisches Phänomen darstellte, aufzufüllen. Ausgehend von einem der wenigen überlieferten Sklavenberichte von Schweizern hat Michel dies mit einer sehr klar strukturierten, reich bebilderten, gründlich recherchierten und zugänglich aufbereiteten Publikation getan, die das Potential hat, sowohl bei einem Fachpublikum als auch bei einer breiteren Leserschaft auf reges Interesse zu stossen.

Von Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis Anfang des neunzehnten Jahrhun-

derts gab es im gesamten Mittelmeerraum folgenreiche kulturelle Kontakte und Konflikte, die besonders durch die Opposition von islamischem Nordafrika und Levante im Süden und Osten sowie christlichem Europa im Norden und Westen bestimmt wurden. Neben Handel, Diplomatie und Krieg waren die von beiden Seiten betriebene Piraterie und die Versklavung der bei solchen Kaperfahrten gefangenen Besatzungsmitglieder zu nennen. Dabei war jedoch, im Gegensatz zum zahlenmässig wesentlich relevanteren transatlantischen Sklavenhandel, der Einsatz dieser Gefangenen als Arbeitssklav:innen nur ein Teil der Motivation der Korsaren – entscheidend, besonders für die nordafrikanischen Stadtstaaten wie Tunis, Tripolis und Algier, war vielmehr die erstrebte Auslösung dieser Gefangenen gegen horrenden Lösegeldzahlungen, die in den jeweiligen Herkunftsländern aufgetrieben werden mussten. Johannes Rohner, von dem der vorliegende Band handelt, war einer der wenigen bekannten Schweizer, die dieser Praxis der Kaperei, Entführung und anschliessenden Sklaverei zum Opfer fielen. Er gehörte zwar zu den glücklichen, die dank diplomatischer Verhandlungen und Lösegeldsammlungen, wieder Freiheit erlangten, er musste jedoch zehn Jahre darauf warten.

Obwohl, wie Michel selbst bemerkt, die Piraterie und Sklaverei im Mittelmeerraum der frühen Neuzeit kaum mehr im kulturellen Gedächtnis verankert ist, hat die Forschung dazu in den letzten Jahren zu einem ungewöhnlich produktiven Austausch zwischen Literaturwissenschaftler:innen, Historiker:innen, Europäischen Ethnolog:innen, Religionswissenschaftler:innen und Kulturwissenschaftler:innen geführt.⁶

5 Gabathuler, Michael: Schweizerinnen und Schweizer in «muslimischer» Gefangenschaft während der Frühen Neuzeit. Masterarbeit an der Universität Luzern. Luzern 2015.

6 Siehe zum Beispiel die Konferenzen: «Piracy and Captivity in the Mediterranean: 1530–1810: Barbary Coast Captivity Narratives». Universität Innsbruck. Claudiana, Innsbruck. 16.–18. Juni 2016; «Buccaneers, Corsairs, Pirates and Privateers: Connecting the Early

Darüber hinaus hat es in den letzten Jahren – nicht zuletzt aufgrund des andauernden Interesses am Mittelmeerraum als kultureller Kontaktzone – auch vermehrt Bemühungen gegeben, dieses historische und literarische Phänomen einem breiteren Publikum wieder ins Bewusstsein zu rufen, wie etwa durch Ausstellungen, populärwissenschaftliche Publikationen oder Fernsehdokumentationen.⁷

Ein ähnlich breites und interdisziplinäres Zielpublikum spricht auch Michel mit seinem Buch an. Durch die aufwändige Recherche ist es einerseits für Historiker:innen von Nutzen, durch die Textedition von Rohners Gefangenenbericht ist es andererseits für Literaturwissenschaftler:innen interessant und nicht zuletzt aufgrund der zugänglichen Gestaltung ist es wohl auch für ein Laienpublikum spannend zu lesen. Dabei demonstriert Michel in allen drei Gebieten ein gutes Feingefühl: Er liefert nach gründlicher Recherche alle nötigen historischen Fakten in kompakter Form, er bettet die Erzählung gekonnt in den literaturwissenschaftlichen und -historischen Kontext ein und er schafft es, diese Thematik in klarer Sprache zu erklären und so logisch zu strukturieren, dass sich bei der Lektüre niemals grosse Fragezeichen auftun. Nach einer klaren Heranführung an die Thematik aus historischer Sicht, geht Michel zunächst auf die Rolle der Schweiz und der Schweizer in diesem Kontext ein und liefert dann einen prägnanten Überblick über die

Modern Seas». Universität Bielefeld. 13. April 2018; und «Kulturbrücken und -brüche: Der Mittelmeerraum als Schauplatz transkultureller Identitätsentwicklung». Universität Innsbruck. Haus der Begegnung, Innsbruck. 19. Juni 2019.

7 Siehe zum Beispiel die Sonderausstellung «Piraten und Sklaven im Mittelmeer» auf Schloss Ambras Innsbruck, vom 20. Juni bis 6. Oktober 2019; oder das Buch *White Gold: The Extraordinary Story of Thomas Pellow and North Africa's One Million European Slaves* von Giles Milton (London 2005).

Gattung des Barbaresken Sklavenberichts. Die darauffolgenden Kapitel arbeiten nicht nur Rohners Lebensgeschichte, seine Gefangenschaft, seinen Freikauf und seine Schriften im Detail ab, sondern verwenden diese auch exemplarisch, um die Mittelmeerpiraterie und -sklaverei als gesamteuropäisches Phänomen zu illustrieren. Diese logische Abfolge wird durch die Textedition von Rohners eigenem Bericht im Anhang vervollständigt. Das Buch ist somit in etwa mit Martin Rheinheimers Monografie *Der fremde Sohn: Hark Olufs' Wiederkehr aus der Sklaverei*⁸ aus dem Jahre 2001 zu vergleichen (leider von Michel nicht erwähnt), das den bemerkenswerten Fall des dänisch-deutschen Sklaven Hark Olufs inklusiver gründlicher Textedition ähnlich aufbereitete, wenngleich in etwas detaillierterer, annotierter und zweisprachiger Form.

Gut ist auch der Ausblick, den der Autor bietet: «Spannend wäre, die verschiedenen bekannten Schweizer Sklavenberichte zu vergleichen und in den Kontext des literaturwissenschaftlichen Genres zu stellen. Dies könnte sich lohnen, da diese Berichte beginnend mit dem Text von Peter Villinger die Zeitspanne von Mitte des 16. Jahrhunderts bis zu Johannes Rohner Anfang des 19. Jahrhunderts das gesamte zeitliche Spektrum des Phänomens der nordafrikanischen Sklaverei abdecken» (S. 87). Und: «Dass allein 1806 mit Rohner und Frischknecht vierzehn Landsleute auf der Loskaufliste des französischen Konsuls in Tunis standen, deutet daraufhin, dass in den Archiven noch viele Sklavenbiografien verborgen sind» (S. 88).

Beidem kann man nur beipflichten, insbesondere da in den Bestrebungen der letzten Jahre, die Mittelmeerpiraterie und den Barbaresken Gefangenenbericht als gesamteuropäisches Phänomen zu

8 Rheinheimer, Martin: *Der fremde Sohn. Hark Olufs' Wiederkehr aus der Sklaverei*. Neumünster 2001.

betrachten, die Schweizer Situation kaum Erwähnung fand – wohl, weil man sich der Gefangenenberichte von Schweizern nicht bewusst war und ohnehin davon ausging, dass die Schweiz als Binnenstaat in der Mittelmeerpiraterie keine wesentliche Rolle spielte.

Dass es jedoch Barbareskensklav:innen aller möglicher Herkunft, einschliesslich so küstenferner Orte wie Augsburg und Tirol, gab, ist seit einiger Zeit bekannt.⁹ Natürlich sind die bei Michel erwähnten 52 Schweizer (S. 86) unter den auf mindestens hunderttausend geschätzten europäischen Barbareskensklav:innen und die insgesamt vier Schweizer Sklavenberichte (S. 22) unter fast 200 bisher bekannten Texten jeweils nur ein relativ kleiner Anteil, aber dennoch kein zu vernachlässigender.

Eine andere Frage, die sich auftut und die an einem anderen Ort zu beleuchten wäre, ist: Wie konnten Erzählungen, einem starren Gattungsschema treu bis ins Detail, immer wieder in kleinen, relativ provinziellen Gegenden entspringen? Auch andere ehemalige Gefangene aus einfachen Verhältnissen verfassten und veröffentlichten Berichte, die exakt dem Schema der Gattung entsprachen, welche zwar gesamteuropäisch gesehen sehr populär war, aber im schweizerischen Raum dennoch nur sehr wenige Texte hervorbrachte. Wie kam es, dass diese Gefangenen mit so unterschiedlichen Hintergründen und aus so unterschiedlichen Regionen Berichte verfassten, die sich alle stark ähneln?

Interessant wäre darüber hinaus auch eine englische Übersetzung von Rohners Erzählung, die diese einer internationalen

Forschungsgemeinschaft zugänglich machen würde.

Aber auch ohne Übersetzung erfüllt Pascal Michels Buch ein Desiderat der Forschung und es bleibt zu hoffen, dass es als Anstoss gesehen wird, die Rolle der Schweiz in der Geschichte und literarischen Verarbeitung der Mittelmeerpiraterie noch weiter zu erforschen.

ROBERT SPINDLER

Samida, Stefanie (Hg.): Der Gürtel. Mehr als ein modisches Accessoire. Berlin:

Vergangenheitsverlag, 2022, 83 S., Ill.

Stefanie Samida ist seit 2020 Dozentin (PD Dr.) für *Living History* an der Universität Heidelberg. Doch schon viel früher hat sie sich einen Namen gemacht als Herausgeberin des Handbuchs *Materielle Kultur* (2014), das sich mit der «Welt der Dinge» befasst. Ihr neuestes Buch ist aus einem Seminar entstanden, in welchem die Studierenden sich dem Objekt Gürtel widmeten und es aus ganz unterschiedlichen Perspektiven betrachteten. «Warum Gürtel?» fragt die Herausgeberin in der *Einleitung*. Nun, die Wahl ist willkürlich, es hätte auch ein anderes Objekt sein können. Der Gürtel bietet aber eine Vielzahl von überraschenden Bedeutungen. Die einzelnen Kapitel sind Seminararbeiten der Seminarteilnehmenden. Diese Vorgehensweise ist unüblich und das Resultat in Buchform durchaus ein gelungenes, vielfältiges Experiment.

Christoph Söller widmet sich im Kapitel *Kleider machen Geschichte* der Kleidermode zwischen 1871 und 1918. Ausgehend von der Modemetropole Paris eroberte ein militärisch angehauchter Kleiderstil die Oberschicht in ganz Deutschland. Die Zeitspanne geht von der Reichsgründung durch Bismarck in Versailles 1871 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs 1918. Das Uniformmässige drückte sich auch in der

9 Ruhe, Ernstpeter: Zwei Augsburger Künstler in «algierischer Leibeigenschaft». Die «Wunderbaren Schicksale» der Brüder Wolfgang. In: *Oriente Moderno* 91/2 (2011), 1–17; Klaar, Karl: Georg Kleubenschedl von Stams, Sklave in Tunis und seine Befreiung 1612–1636. In: *Tiroler Heimat* 1 (1928), 182–185.

Verwendung eines Gürtels als Zeichen der (männlichen) Macht aus. Heute vergessen ist, dass auch die beliebten Matrosenanzüge für Kinder und Jugendliche in Deutschland Ausdruck des Imperialismus waren, der die deutsche Flotte in den Städten gegenwärtig machte.

Der Gürtel: (Sprich)Wörtlich genommen von Hanna Blume untersucht das besagte Objekt sprachlich. Eigentlich hat die Autorin mehrere Sprachen, darunter auch Chinesisch, im Visier, genauer geht sie aber nur auf deutsche Sprichwörter und ihre englischen Entsprechungen ein, mit der Begründung, nur hier seien die Sprichwörter inhaltlich deckungsgleich; sie fügt dann aber noch zwei weitere englische Ausdrücke an: den Gürtel enger schnallen – to tighten one's belt (bildliches Idiom), (ein Schlag) unter die Gürtellinie – (a blow) below the belt (Sprichwort/Redewendung); to have something under one's belt – ca. etwas auf sicher haben oder wissen (nur englisches Sprichwort), belt and braces – ca. doppelt genäht hält besser (Zwillingausdruck ohne deutsche wörtliche Entsprechung). Der Essay zeigt, so interessant er ist, die Schwierigkeiten, sprachlich Eingeschliffenes, das wir situationsgerecht verstehen und verwenden, bis ins Einzelne zu analysieren und begrifflich zu fassen: bildhaftes Idiom oder idiomatische Bilder?

Vivien Schiefer verfasste ein Kapitel über *Unter der Gürtellinie: Zum Dresscode von Prostituierten im Mittelalter*. Als Erstes hält sie fest, dass es den berühmt-berüchtigten Keuschheitsgürtel im Mittelalter nicht gab, entsprechende Ausstellungsobjekte in Museen stammen aus dem 16. Jahrhundert und wurden nie getragen. Sie sollten aber vor der Prostitution warnen. Schiefers Arbeit ist eine gründliche historische Aufarbeitung der Rolle, die der Gürtel in der Mode spielte. Sie untersucht Kleiderverordnungen bis zurück ins 11. Jahrhundert. Der Sinn der Kleiderverordnungen bis in die Neuzeit

war die Unterscheidung in «ehrbare» und in «unehrenhafte» Frauen. Die «ehrlosen» Frauen sollten auf Anhieb erkannt werden. Sie stellten eine Randgruppe dar. Interessanterweise gab es nicht nur Verbote, sondern auch explizit bestimmte Vorrechte, die den «ehrbaren» Frauen nicht zustanden. Während der Gürtel meist ein Machtsymbol war und zur Männertracht gehörte, durften nur sehr begüterte (Ehe)Frauen einen Ziergürtel, der mit Silber oder Gold beschlagen waren, tragen. Das Edelmetall durfte ein bestimmtes Gewicht nicht überschreiten und war Ausdruck des Reichtums der Trägerin. Prostituierte durften einen einfachen Ledergürtel tragen, der dazu diente, ihr Kleid zu kürzen, indem es hochgegürtet wurde. Sie durften Juwelen, farbige Edelsteine, Ringe, Arm- und Fussreifen tragen. Vor allem im Spätmittelalter war es Mode, dass Prostituierte Glöckchen um die Fesseln trugen, deren Klang ihr Kommen und Gehen begleitete. Diese Mode wurde so beliebt, dass sie als Unterscheidungsmerkmal nicht mehr taugte. Die Glöckchen (Schellen) verlagerten sich schliesslich auf eine andere (Rand)Gruppe und wurden zum Kennzeichen der Narrenzunft. Aber noch ein anderes Vorrecht besaßen die Prostituierten. Während die gesellschaftlich angesehene Frau stets dunkle Farben trug, Schwarz, Blau, Braun, trugen sie ein helles Gelb, Rot oder Grün. Seit Ende des 19. Jahrhunderts hat dank der chemischen Industrie eine Farbenpracht die Mode erfasst, die jede Kleiderverordnung vergessen lässt (vgl. hierzu auch: Nicolas Jagla: *Steckbriefe und Diebeslisten als Quellen der historischen Kleidungsforschung*. Bamberg 2021).

Martha Schmitts *Viel Streit um einen Gürtel: Von den Studenten, die sich nicht gürteln wollen* ist ebenfalls historisch ausgerichtet und lässt die Zeit um 1500 an den alten Universitäten Europas wieder aufleben. Die Universitäten hatten ihre eigenen Rechtsordnungen und waren zuständig in Rechtsfällen, die ihre Studenten betrafen.

Dafür war es notwendig, dass ein Student zum Beispiel bei einem Handgemenge sofort als Angehöriger einer Universität erkannt werden konnte. Eine Universität gliederte sich in eine Grundausbildung, den Septem Artes Liberales oder Artistenfakultät, sowie in die weiterführenden oberen Fakultäten Theologie, Rechtswissenschaft und Medizin. Die Artistenfakultät wurde von Schülern im Alter der heutigen Gymnasialen besucht. Nicht alle hatten die Absicht, ihre Studien an einer weiterführenden Fakultät fortzusetzen, ihre Motivation, brav und fleissig ihre Studien zu betreiben, war gering. Sie wehrten sich gegen die Gürtelpflicht in Ingolstadt, Leipzig und Wien. In Wien gelang es den Studenten, die lästigen Gürtel 1515 loszuwerden. Fünf Jahre später versuchte der Rektor der Artistenfakultät die Tragpflicht wieder einzuführen. Es kam zu einem Gerichtsurteil, und 1521 wurde die Gürtelpflicht definitiv aufgehoben. Damit erlosch auch die Gleichsetzung mit den Klerikern. Es war ein Erfolg für Wien, dessen Beispiel aber die anderen Universitäten nicht folgten. Gürtel halten sich vielerorts bis heute, da sie auch Rangabzeichen sein können, selbst die Streifen an Offiziershüten erinnern an Gürtel.

Es folgt ein *Interview* mit der Betreiberin einer Gürtelmanufaktur in Berlin. Berlin gilt als Modehauptstadt in Deutschland und darüber hinaus. Die Manufaktur fertigt seit 1986 Gürtel. Sie ist spezialisiert auf Ledergürtel. Seit 2010 heisst sie «Hoffnung Berlin». Es ist die Erfolgsgeschichte einer Modeboutique, die aus alten Werkhallen in Westberlin zum schicken Gürteltempel in Berlin wurde. Das Buch ist mit Bildern von Gürteln aus dieser Manufaktur geschmückt. Der Beruf des Gürtelmachers geht vermutlich auf prähistorische Zeiten zurück. Die Abbildung einer mittelalterlichen Werkstatt mit Manuskript öffnet den Blick auf die Ursprünge.

Tristan Pressler untersucht *Zwei Filme, zwei Gürtel, zwei Geschichten*, die

gegensätzlicher nicht sein könnten: *Outlaw King* (2018) und *Alien* (1979). *Outlaw King* ist 39 Jahre nach *Alien* gedreht worden. Ein Vergleich bringt einige fundamentale Unterschiede zutage. Obwohl fast vier Jahrzehnte jünger, wirkt *Outlaw King* viel älter. Der Ansatz bei diesem Historienfilm, dessen Handlung im 14. Jahrhundert liegt, war eine möglichst grosse Annäherung an die geschichtlich verbürgte Wahrheit sowie die Immersion des Publikums mithilfe einer authentisch wirkenden Kostümierung, die in keinem Detail Unstimmigkeiten zulies. Der Erfolg von David MacKenzies Film beweist, dass dieses ehrgeizige Ziel erreicht wurde. Ein Beispiel: Robert the Bruce trägt einen Gürtel, der seine Kleidung in Form hält. Dazu trägt er einen zweiten Gürtel, der als Schwerthalter kenntlich ist. Der Krieger musste sein Schwert jederzeit blitzschnell ziehen können. Diese beiden Gürtel sind klar funktional und historischen Vorbildern nachgebildet. Sogar ein gewisser Abnutzungseffekt ist mitberücksichtigt worden. *Alien* von Ridley Scott (Regie) kennt heute bereits fünf weitere Folgen und ist damit eine sechsteilige Filmreihe. Sein Erfolg als Science-Fiction-Horrorfilm führte zur Schaffung weiterer Filme mit ähnlicher Thematik. Die Zukunftsorientiertheit von *Alien* ist das Gegenteil der Historisierung, der wir in *Outlaw King* begegnet sind, und doch spielt die Treue zum glaubwürdigen Detail auch hier eine wichtige Rolle: In den 1970er-Jahren entstanden, darf der Film gerade diese Epochenmerkmale nicht verwenden, sondern muss konsequent neue, fremd anmutende Elemente zeigen. So sind Gürtelschnallen ein Blickfang und wirken wie Schilde, die den Träger bzw. die Trägerin schützen und ihnen zusätzliche Macht verleihen. Totale Immersion ist auch hier das Ziel, wird aber weniger kunstvoll erreicht als im erstgenannten Film.

Arved Oestringer untersucht *Assassin's Creed Syndicate*, das neunte Videospiel der Reihe aus dem Jahr 2015. Die Handlung

spielt im 19. Jahrhundert im viktorianischen London. Kopf des Syndikats ist Jacob. Die Details sind viktorianisch, wobei die Kleidung jeweils den Rang eines Mitspielers definiert. Verdienste werden mit Gürteln belohnt. Jacobs Aufstieg zeigt sich in seiner Kleidung, die vornehm-dunkel wird. Ausserdem besitzt er mehrere Gürtel. Seine Schwester Evie ist die weibliche Hauptperson. Sie ist die Einzige, die keine viktorianischen Frauenkleider trägt, sondern ein modern anmutendes Kombinat aus Hose und Kleid zusammen mit einem Hoodie. Sie hat einige Gürtel, aber bewusst weniger als Jacob. In diesem Action-Adventure-Spiel ist die traditionelle Rollenverteilung virulent, deshalb auch der Titel: *Unbeachtet: Der Gürtel in Assassin's Creed Syndicate*. Gemeint ist Evies Gürtel, den sie als unsichtbares Zeichen ihrer Macht unter ihrem Kleid um den Oberschenkel geschlungen trägt.

Die vorgestellten Kapitel zeigen die Bandbreite der Untersuchungen. Hinzu kommen eingeschobene kurze Abhandlungen oder Informationen zu Gürteln: Gürteltier, Gürtelrose, Grüngürtel und der Gürtel des Orion. Diese Einschübe sind farblich abgesetzt und harmonieren mit dem Einband der Hardcover-Monografie. Die abgebildeten Gürtel und Schnallen legen sich um den Einband und sind in einem warmen Orangeton gehalten. Schön.

PAULA KÜNG-HEFTI

Simek, Rudolf: Dämonen, Teufel, Hexenglaube. Böse Geister im europäischen Mittelalter. Wien: Böhlau Verlag 2023, 329 S., Ill.

Dämonen scheinen heute bloss noch in Horrorfilmen zu existieren. Doch in der Gedankenwelt des europäischen Mittelalters war der Teufel mit seinen Dämonen omnipräsent. Dieses Denken will das vorliegende Buch uns aufgeklärten Zeitgenossen näherzubringen.

Der Autor Rudolf Simek (* 1954), emeritierter Professor für mittelalterliche deutsche und nordische Literatur, hat auch Philosophie und katholische Theologie studiert, eine ideale Kombination für die Thematik. In seinen Forschungen hat er sich schon mehrfach mit dem Glauben an unheimliche Wesen befasst und kennt die entsprechenden Quellen sehr gut. So hat er bereits über Trolle (2018) als auch über Monster (2019) publiziert.

In der Einleitung bietet Simek eine kurze Einführung in die Thematik. Dabei betont er den Glauben an Dämonen als wichtigen Faktor im Denken des Mittelalters, ganz im Unterschied zur heutigen, der Metaphysik abholden Welt. Als Mediävist geht er in seiner Darstellung weder auf die Esoterik noch auf die Tiefenpsychologie ein. Ziel seiner Darstellung soll vielmehr sein, der Leserschaft die Geistes- und Mentalitätsgeschichte des Mittelalters näherzubringen.

Das Buch ist in vier Teile gegliedert: Als Einstieg wird die antike Welt mit den Kirchenvätern und der Bibel als Hauptquelle für die Thematik vorgestellt. Darauf folgt eine kurze Beschreibung des Teufels mit seinem (un)heimlichen Hauptquartier, der Hölle. Der Hauptteil, der rund zwei Drittel des Buches umfasst, widmet sich ausführlich den Dämonen. Den Abschluss bildet die Übergangszeit zur Frühen Neuzeit mit dem Hexenglauben.

Das umfangreiche dritte Kapitel des Buches handelt von den Dämonen, ihrem Wesen und Wirken und von den Mitteln, mit denen man ihnen entgegentreten oder in Kontakt treten kann. Der Begriff «Dämonen» steht denn auch im Buchtitel an erster Stelle. Der Teufel war für die direkte Begegnung mit den Menschen zu mächtig, in der Bibel begegnete nur Jesus dem Teufel persönlich, der ihn – natürlich erfolglos – verführen wollte. Das personifizierte Böse hatte aber eine Heerschar von untergebenen Mitstreitern auf seiner Seite:

die unzählbare Schar der Dämonen. Alleamt waren sie von der Engelschar unter der Führung des Erzengels Michael aus der himmlischen Sphäre vertrieben worden: der in der Offenbarung (Apokalypse) des Johannes beschriebene Engelsturz. Seither besiedelten die bösen Mächte zum einen die Unterwelt, zum andern aber auch die irdische Welt der Menschen. Im christlichen Volksglauben des Mittelalters lauerten sie überall: «Ubique Diabolus».

Die Teufel (in der Mehrzahl) müssen von *dem* Teufel – ihrem Anführer – unterschieden werden. In den Quellen ist dies nicht immer klar. Um dies zu verdeutlichen, werden erstere im Buch konsequent als Dämonen bezeichnet. Ein weiterer wichtiger Unterschied, den Simek betont, ist jener zwischen Dämonen und Monstern, die oftmals miteinander verwechselt werden. Kurz gesagt handelt es sich bei Dämonen um vielgestaltige Geistwesen von böser Natur, während Monster körperlich manifeste menschenartige Kreaturen auf Erden sind, die als fremdartig empfunden wurden wie Angehörige fremder Ethnien oder missgestaltete Personen.

Der grosse Topf der Dämonen umfasste dabei so unterschiedliche negative Wesen und Dinge wie Unwetter, Insektenschwärme, Krankheiten, Alpträume, erotische Träume, die alten Götter, Andersgläubige usw. Gegenmittel war die Macht der (heiligen) Worte in Form von Beschwörungsformeln, Gebeten und Bibelstellen auf Amuletten aus Pergament oder Blei und Kirchenglocken. Die Kleriker als professionelle Dämonenbekämpfer waren dabei nicht immer gegen deren Macht gefeit: So schloss der Kleriker Theophilus angeblich einen Pakt mit dem Teufel, war also ein Vorläufer des Doktor Faust, und sogar ein Papst, Silvester II. (999-1003), wurde als Teufelsbündler diffamiert.

Der Schluss der Abhandlung behandelt den Übergang vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit. Simek stellt den Hexenglau-

ben anhand einiger Kernelemente vor, die ihren Ursprung im Mittelalter haben oder noch älter sind: Tierverwandlung, Teufelspakt, Teufelsliebschaft, Hexensalbe, Hexenflug und Hexensabbat. Die Verbindung von Teufelspakt und sexuellem Verkehr mit Dämonen, im Mittelalter noch getrennte Vorstellungen, wurden als Rituale beim Hexensabbat zum Kern des Hexenwesens. Der Fokus verschob sich von den Männern (Zauberern und Magiern) auf die Frauen als Übeltäterinnen, die sich als Hexen angeblich mit Dämonen oder dem Teufel selbst einliessen. Die Kombination der Elemente des Hexenglaubens zu einem systematischen Komplex erfolgte im berühmten Werk *Hexenhammer* (1486/87) des Inquisitors Heinrich Kramer. Die damit einsetzende Hexenverfolgung erreichte ihren traurigen Höhepunkt zwischen 1550 und 1650, also weit nach dem Ende des Mittelalters.

Dem Autor gelingt es, äusserst spannend über das theologisch komplexe Thema zu schreiben und zugleich wissenschaftlichen Standards gerecht zu werden. Das Buch zeichnet sich durch eine klare, einfach verständliche Sprache aus. Immer wieder verweist Simek auf bereits Gesagtes oder auf noch kommende Passagen und es gibt auch kurze Rückblenden, Einleitungen und Zusammenfassungen. Hin und wieder kommt es allerdings zu Redundanzen, wie etwa bei der Geschichte über Bernhard von Clairvaux, der einer als besessen bezeichneten Frau in Nantes den lüsternen, rachsüchtigen Dämonen austreibt, welche zweimal erzählt wird. Neben dem vorhandenen Personenregister wäre zusätzlich ein Sachregister hilfreich für das Auffinden von bestimmten Stellen. Aufgelockert wird das Werk durch hundert Bilder, die einem Protestanten wie dem Rezensenten den kulturellen Verlust vor Augen führen, den die Bilderstürme und die nachfolgende Bilderarmut in reformierten Gebieten hervorgerufen haben.

Der Teufel ist in unserem heutigen Alltag kaum mehr präsent. Ein Bereich, in dem er sich gehalten hat, sind Texte, in welchen der Schreibfehler- und Druckfehlerteufel sein Unwesen treibt. Dieser Dämon hat seine Wurzeln ebenfalls im Mittelalter und trug sogar einen Eigennamen: «Tuttivillus» (oder ähnliche Varianten davon). Von diesem Dämon blieb auch Simeks Buch nicht ganz verschont, so wird etwa Augustinus' Schrift *De civitate dei* zu *De civitate die* abgeschwächt oder die antiken Götterstatuen zerfallen pikanterweise zu «Stoaub». Es ist zu vermuten, dass sich dieses moderne Teufelchen im Autokorrektur-Programm versteckt.

Das spannende Buch mit seinen vielen Text- und Bildquellen kann sowohl SpezialistInnen als auch interessierten Laien wärmstens empfohlen werden. Und hoffentlich steckt der Teufel heutzutage wirklich nur noch im Detail.

CHRISTOPH LANTHEMANN

Eingesandte Bücher

- Ahner, Helen: Planetarien. Wunder der Technik – Techniken des Wunderns. Göttingen: Wallstein, 2033, 366 S.
- Ahokas, Nina: Museen in der Migrationsgesellschaft. Das Projekt «Die Küsten Oesterreichs» und das Kuratieren von *über.morgen*. (Studien zur materiellen Kultur, 55). Oldenburg: Carl von Ossietzky Universität, 2023, 108 S., III.
- Berger, Karl C., Alexandra Bröckl, Valeska Flor, Jenny Illing, Gilles Reckinger, Martina Röthl (Hg.): «Es wäre ja schade, wenn alles geklärt wäre.» Empirische Kulturwissenschaft als kritische Gesellschaftsanalyse. (Innsbrucker Schriften zur Europäischen Ethnologie und Kulturanalyse, 6) Münster: Waxmann, 2023, 342 S.
- Drascek, Daniel/Helmut Groschwitz/Gabriele Wolf (Hg.): Kulturerbe als kulturelle Praxis – Kulturerbe in der Beratungspraxis. (Bayerische Schriften zur Volkskunde, 12). München: Institut für Volkskunde, 2022, 288 S., III.
- Frank, Elisa: Vom Umgang mit einem multiplen Tier. Eine Ethnografie wölfischer Präsenz in der Schweiz. Diss. Zürich 2021. (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 29). Zürich: Chronos, 2023, 512 S., III.
- Krause, Katharina: Gefährliche Bilder. Milchfrauen, Lumpensammler und anderes Strassenvolk in der grossen Stadt. (Politik der Sicherheit, 11). Baden-Baden: Nomos, 2023, 411 S., III.
- Ricciardi, Toni: Eine kurze Geschichte der italienischen Migration in der Schweiz. Zürich: Seismo, 2023, 240 S.
- Schaffner, Martin: Talgeschichte. Ursern im 19. und 20. Jahrhundert. Zürich: hier+jetzt, 2023, 184 S., III.
- Spiritova, Marketa und Manuel Trummer (Hg.): Pop the Nation. Die Nation als Ressource und Argument in Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung. (Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung, 6). Münster: Waxmann, 2023, 326 S.
- Trummer, Manuel, Daniel Drascek, Gunther Hirschfelder, Lena Möller, Markus Tauschek, Claus-Marco Dieterich (Hg.): Zeit. Zur Temporalität von Kultur. (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, 43). Münster: Waxmann, 2023, 422 S.

Stand 18. September 2023